

Zwischen Kirche und Kultur

Joseph Bernhart heute

von Lorenz Wachinger

Joseph Bernhart (1881–1969), ein tief im 19. Jahrhundert verwurzelter Gelehrter (Philosophie, Theologie, besonders Mystik, Geschichte), Publizist und Herausgeber, hat das Erbe der Romantik, die „Nachtseite“ der Natur (Dämonie, Tragik) betreffend, bewahrt und weiter gedacht. Seine theologische Problematisierung des Tieres und seine Sicht des christlichen Glaubens aus tieferen Wurzeln können uns noch heute viel bedeuten. Die Turbulenzen der kirchlichen Entwicklung im 20. Jahrhundert und der NS-Zeit haben ihn nicht unbeschädigt gelassen.

War Joseph Bernhart (1881–1969) Modernist? Otto Weiß verneint dies in seinem Werk über den „Modernismus in Deutschland“, widmet ihm aber ein differenzierendes Kapitel unter den Schülern von Joseph Schnitzer (1859–1939), die nicht „das ‚modernistische‘ Charisma einer von Gott in tiefster Seele verwundeten religiösen Persönlichkeit verloren“.¹ Große Teile der Schriften Bernharts sind mustergültig ediert durch Manfred Weitlauff im Auftrag der Joseph Bernhart Gesellschaft; seine Auffassung der Geschichte, seine Liebe zu wichtigen Autoren des 19. Jahrhunderts und sein Beitrag zur Theologie des 20. Jahrhunderts können schärfer gefasst werden. Die „Erinnerungen“ Bernharts sind ein Alterswerk aus ferner Rückschau, noch dazu nur bis etwa 1930 reichend², oft gut durchgeformte Texte, freilich häufig allzu detailverliebt, sodass kein Bild entsteht. Es bleibt somit schwierig, Bernharts zersplittertes Werk zu überschauen, auch wenn die transkribierten, aber unpublizierten „Taschenkalender“ beigezogen werden.

¹ O. Weiß, *Der Modernismus in Deutschland. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte*. Mit einem Geleitw. v. Heinrich Fries, Regensburg 1995; über J. Bernhart 478–485, hier 478.

² M. Weitlauff (Hg.), *Joseph Bernhart, Erinnerungen 1881–1930*, Weissenhorn 1992 (im Folgenden zitiert als „Erinn.“; ein Text- und ein Kommentarband mit insgesamt etwa 2000 Seiten, davon etwa 400 Seiten „Dokumente“). – Vgl. auch die weiteren von M. Weitlauff edierten Bände J. Bernharts: „Sinn der Geschichte. Mit Vorträgen und Aufsätzen zum Thema aus den Jahren 1918–1961“ (Weissenhorn 1994); „Die philosophische Mystik des Mittelalters von ihren antiken Ursprüngen bis zur Renaissance. Mit Schriften und Beiträgen zum Thema aus den Jahren 1912–1969“ (Weissenhorn 2000); „Tagebücher und Notizen 1935–1947“ (Weissenhorn 1997) – im Folgenden zitiert als „Tagebücher“; „Gestalten christlicher Mystik und Spiritualität. Mit einem Anhang: Schriften und Beiträge zur christlichen Spiritualität aus den Jahren 1908–1954“ (Weissenhorn 2004); „Zeitdeutungen. Schriften, Beiträge und bislang unveröffentlichte Vorträge zu Problemen der Politik und Kultur aus den Jahren 1918–1962“ (Weissenhorn 2007). – Vgl. dazu auch neben den biographischen Einleitungen von M. Weitlauff: O. Karrer, *Joseph Bernhart*, in: H. J. Schultz (Hg.), *Tendenzen der Theologie im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte in Porträts*, Stuttgart u. a. 1966, 187–192 sowie *Joseph Bernhart, Leben und Werk in Selbstzeugnissen*, ausgewählt und mit einer biographischen Einführung, hg. von L. Wachinger, Weissenhorn 1981 und L. Wachinger, *Vergessene Themen der Theologie. Leben und Werk Joseph Bernharts*, in: StZ 197 (1979) 478–488.

I. Die frühen Jahre

Noch vor der Schule lernt der kleine Joseph lesen an den „Hundert kurzen Erzählungen“ des Christoph von Schmid (1768–1854), des Priesters und populären Erzählers, der ihm mit seinen Geschichten „für immer ins Herz gegriffen“ (Erinn., 129) habe. Persönliche Verbindungen (eine Großmutter Bernharts hatte ihn gekannt) spielen hierbei eine Rolle; noch in den 1950-er Jahren schreibt Bernhart eine Biographie Schmidts.³

Name und Gestalt Johann Michael Sailers (1751–1832), Lehrer Schmidts in Dillingen, ist mit ihm und Ursberg verbunden, wo er gepredigt hatte. Bernhart widmet Sailer einen glänzenden kleinen Essay, ursprünglich für die „Frankfurter Zeitung“ (vom 18./19. September 1934)⁴; um 1900 sei er, „einer der großen Erzieher des deutschen Volkes“, fast verschollen gewesen, aber in den 1930-er Jahren sei er der gelehrten Welt neu bewusst geworden.

Zu den frühen Lese-Erlebnissen Bernharts gehört Alban Stolz (1808–1883), Priester, Professor und religiöser „Volkschriftsteller“, der über 30 Jahre den „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ herausgegeben hatte. Bernhart hat die 10-bändige Volksausgabe für einen seiner ersten „Hochland“-Beiträge im Jahre 1908 genutzt. Er rühmt an Stolz die „religiös gestimmte Art des dichterischen Sehens“, das gelassene Umgehen mit Toten-Anzeigungen und mit Träumen, denen er meist „eine religiöse Weisung zu entnehmen“ wisse.⁵

In seinem ersten Brief an Bernhart deutet Carl Muth (1867–1944), Gründer und Herausgeber von „Hochland“, Zusammenhänge der Mystik mit der spiritistisch-okkulten Neugier der Zeit um 1900 an: „Sprechen möchte ich mit Ihnen über Fechner und seine Mystik und über die Blavatsky und die theosophische Bewegung“ (Erinn., 247). Nach dem Gespräch schreibt Bernhart an Muth sehr hochschätzend über Fechner: „Er reißt uns mit einem Male aus der dumpfen Enge unserer gedankenlosen Geschäftigkeit“, besonders, was die christliche „Jenseitslehre“ betreffe. Gustav Theodor Fechner (1801–1887), Mediziner, Professor für Physik, hoch angesehen und bis heute wichtig für die Psychophysik, erklärt die Naturwissenschaft, ohne die Tür zur Religion zuzuschlagen – beides ist für Bernhart lebenslang wichtig. Fechners „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits“ (in drei Teilen, Leipzig 1851) unternimmt es, über die Naturwissenschaft seiner Zeit hinaus zu meditieren, sie anders, nämlich nicht-materialistisch, nicht allein nach dem Kausalitäts-Prinzip auszulegen. Er spricht besonnen von „denkbaren Möglichkeiten“, „Vergleichen“, weiß gut, dass er sich „zu der herrschenden Weltanschauung im Widerspruch“ befindet, ist aber eben damit noch für Freud und die Anfänge

³ *J. Bernhart*, Christoph von Schmid 1769–1854. Vortrag zum Hundertjahrgedächtnis seines Todes am 3. September 1954 in Augsburg, in: L. Wachinger (Hg.), *J. Bernhart, Schwäbische Porträts*, Weißenhorn 1984, 44–67; *J. Bernhart*, Christoph von Schmid. Ein Lebensbild, in: H. Prnbacher (Hg.), *Christoph von Schmid und seine Zeit*, Weißenhorn 1968, 9–31; H. Prnbacher (Hg.), *Christoph von Schmid, Erinnerungen und Briefe* (Lebensläufe 13), München 1968.

⁴ Als Einführung zu *W. Rüttenauer* (Hg.), *Geist und Wahrheit. Worte aus den Werken Johann Michael Sailers*, Kevelaer 1939, V–XXII, die Zitate auf VIII und IX.

⁵ *J. Bernhart*, A. Stolz. Zur Würdigung des religiösen Schriftstellers, in: *Hochland* 5 (1907/08), Heft 1, 697–709.

der Psychoanalyse wichtig gewesen. Zwischen den Zeiten stehend, musste er für die Katholiken nach dem Kulturkampf zu einem Leuchtturm des religiösen Denkens werden, der seine Leser anregte, größer von Gott und Jenseits zu denken, und zwar auf der Basis der Wissenschaft. Fechner ist an Parapsychologie interessiert, geneigt, die „Traumseite des Menschen“ zu beachten.⁶

Strenger zur modernen Naturwissenschaft, die er nicht monistisch versteht, steht Tilmann Pesch SJ mit seinem Buch „Die großen Welträtsel. Philosophie der Natur“ (2., verbesserte Auflage, Freiburg im Breisgau 1892). Bernhart exzerpiert aus ihm noch 1945, als er dem Begriff des Dämonischen nachgeht.

Er erwähnt rühmend den Schweizer Professor für Staatsrecht Carl Hilty (1833–1909), der gegen Ende seines Lebens das ethisch-religiöse Buch „Glück“ in drei Bänden veröffentlichte (viele Auflagen); von „Die Kunst des Arbeitens“ über „Die Kunst, Zeit zu haben“, „Über Menschenkenntnis“ bis zu „Was ist Glaube?“ und vielem mehr bespricht er, staunenswert bewandert in Bibel und Literatur, vor allem Dante, was Menschen angehen kann.⁷

In diesen Autoren des 19. Jahrhunderts findet sich Bernhart selbst: in der Abneigung gegen enge Rationalität, in der Offenheit für Träume und Okkultes, sowie für eine bestimmte Auffassung von Geschichte – er schreibt oft von der „Geschichtsschreibung, die den Dichter nötig hat“ oder von Rankes Überzeugung, „dass die am besten geschriebene Geschichte auch für die beste gehalten wird“ (Erinn., 306), oder (mit Aristoteles), dass der Mythos etwas Philosophischeres sei als die Historie; vor allem die Affinität für Religiöses verbindet. Er treibt schon während des Theologiestudiums Augustinus-Studien; er leidet unter der Situation im Priesterseminar, dem Münchener Georgianum, und in der Kirche allgemein. Die ersten „Hochland“-Beiträge sind Gedichte und Aufsätze über Themen aus der Geschichte der Mystik; ebendiese (1903 gegründete) Zeitschrift kündigte ein anderes Klima in der kirchlichen Öffentlichkeit an. Theologen, wie der Dogmatiker Herman Schell (1850–1906) in Würzburg oder der Professor für Kirchen- und Kunstgeschichte Franz Xaver Kraus (1840–1901) mit seinen „Spektator“-Briefen in der „Allgemeinen Zeitung“ (und der späteren Kraus-Gesellschaft) verlangen dringend Reformen in der Kirche; der wie ein Heiliger verehrte Antonio Rosmini (1797–1855) weist in dieselbe Richtung (Erinn., 180–196).

Der junge Bernhart liest die deutschen Klassiker, auch die spanischen, sowie Dante, Petrarca oder Leopardi. Nie ist von Hugo von Hofmannsthal die Rede, kaum von Rainer Maria Rilke oder von Stefan George, viel dagegen von Ludwig Tieck, Friedrich Hebbel, Mörike, Daudet. Er ist gegen „den aufdringlichen Gesamtbegriff der Moderne“, wohl auch gegen neuere philosophische Richtungen, verwahrt sich gegen den „Absolutismus des Ästhetischen“ (Erinn., 104). Seine spätere Arbeit ist davon geprägt. Er wird 1904 für

⁶ Vgl. *W. G. Bringmann; W. D. G. Balance*, Der Psychologe, der sich selbst geheilt hat. Das Leben und Werk von Gustav Theodor Fechner, in: *Psychologie heute* 3 (1976), Heft 9 (September).

⁷ RGG³ 1959 hat immerhin noch einen größeren Eintrag zu C. Hilty; der Kommentar-Band zu Bernharts „Erinnerungen“, 1064, weist auf eine Neuausgabe 1987 hin.

die Diözese Augsburg zum Priester geweiht, geht danach auf kleine Dörfer als Kaplan, dann nach Neuburg und nach München, er fängt an publizistisch zu arbeiten.

II. Die mittleren Jahre

Die Modernismus-Krise von 1907 an beginnt, Bernharts Leben als Priester zu belasten, 1911 der „Antimodernismus-Eid“. Er geht 1912 an die Universität Jena, um eine Laufbahn als Lehrer an Gymnasien für Geschichte und Deutsch zu beginnen, denn er weiß, dass er bald nicht mehr als Priester wird arbeiten können. 1913 die (vorläufig clandestine) Eheschließung in London, die schwere nervliche Schäden zur Folge hat. Nach einem kurzen Versuch, in Berlin Fuß zu fassen, kommen er und seine Frau nach München zurück; „Krieg und Kärrerei“ überschreibt er das entsprechende Kapitel der „Erinnerungen“, es bedeutet „Wiedereintauchen in die Literatur des Vulgärkatholizismus“ (Erinn., 648), nämlich die lange bestehende Verbindung mit dem katholischen Verlag Josef Müller Ars Sacra und Mitarbeit an dessen populären Zeitschrift „Sonntag ist’s“. Bernhart steuert für sie Aufsätze, kurze Humoresken, Novellen und Romane bei. 1925 erscheint in München das ehrgeizige „Spitzwegbuch“, eine Folge von über 60 Spitzweg-Gemälden in Schwarzweiß-Druck, begleitet von Gedichten und Meditationen, auch bairisch oder schwäbisch, gemütlich und humorvoll, mit einer „Rechtfertigung“ für diese unprofessionelle Verfahrensweise; aber Bernhart hat sich 1914 in München für Kunstgeschichte eingeschrieben, um den philosophischen Doktorgrad zu erlangen. Noch weniger akademisch ist das „Hummel-Buch“, eine launige Nebenarbeit 1939 für Berta Hummel (Sr. M. Innocentia OSF) mit Verslein, auf einem Spaziergang mit der Malerin der vielgeliebten Kinderbilder schnell verfertigt.⁸ Bernhart ist gezwungen Geld zu verdienen, aber er mag auch diese Art der Produktion. In einem Brief schreibt er 1922, dass er kein „Apostat“ ist (Erinn., 639 und 1728); als verheirateter Priester ist er diesem Verdacht ausgesetzt. Er arbeitet mit ungemeiner Produktivität, schreibt Romane, Dramen (weder gedruckt noch aufgeführt), Novellen und Gedichte, die er gelegentlich veröffentlichen kann.⁹

Die Taschenkalender zeigen Pläne, Begegnungen von Tag zu Tag, strenge Arbeit an Projekten. Zuerst ist die imposante Leistung der Mystik-Studien und -Editionen, von der theologischen Dissertation an, zu nennen: „Die philosophische Mystik des Mittelalters“, 1922, ein genau belegter, ins Einzelne gehender, dabei dichterisch befeuerter Durchblick durch die warme Strömung des Mystischen in der Philosophiegeschichte, mit dem Schwerpunkt auf Augustinus, Bernhard von Clairvaux, und am stärksten mit viel Anteil-

⁸ Mitteilung von *F. Wenger*, die auf Bernhart selber zurückgeht. – Vgl. Die andere Berta Hummel. Unbekannte Werke einer bekannten Künstlerin. Katalog der Ausstellung im Diözesanmuseum Obermünster Regensburg, 6. Nov. 1986 bis 1. Febr. 1987 (Kunstsamml. d. Bistums Regensburg, Diözesanmuseum Regensburg, Kataloge und Schriften 3), München und Zürich 1986.

⁹ Noch 1929 stellt er sich selber als Dichter vor mit zwei Gedichten und einem Roman-Fragment im „Münchner Dichterbuch“ (Verlag Knorr & Hirth, in dem auch die „Münchener Neuesten Nachrichten“ herauskamen), eingeleitet von Arthur Hübscher (Feuilleton-Chef der Münchner Neuesten Nachrichten); Bernhart ließ sich dazu von seinem Freund Manfred Schröter vorstellen.

nahme, auf Meister Eckhart und dem Cusaner.¹⁰ Das Buch, unter schwierigen Umständen und eilig geschrieben, baut auf jahrelangen Mystik-Studien. Dazu im selben Jahr die Neuausgabe des „Frankfurter“ (Leipzig, 1922), „Eine deutsche Theologie“, in der Reihe „Der Dom“ des Leipziger Insel Verlags mit einer weit ausgreifenden Einleitung von 90 Seiten. Bernhart entwirft ein eigenständiges einlässliches Bild der Mystik allgemein, auch der nicht-christlichen, dann speziell der „deutschen Mystik“, schließlich des „Frankfurters“.

Wohl in denselben Jahren bereitet er die Auswahl aus Joseph von Görres, „Die christliche Mystik“ vor, 1918 für die Sammlung „Der Dom“ geplant, erst 1927 im Verlag R. Oldenbourg mit dem Titel „Mystik, Magie und Dämonie. Die ‚christliche Mystik‘ in Auswahl“ publiziert.¹¹ Bernhart schreibt dafür eine genaue Einleitung: Görres sei „von Anfang bis zum Ende Mystiker“ (ähnlich öfter), der übliche Mystik-Begriff ist um die Einteilung in eine aufsteigende und eine absteigende Mystik erweitert, was ihm eine andere Tiefe gibt und auch auf seine Nähe zur Medizin, überhaupt zur Naturwissenschaft anspielt. Auch gehe es um seine „Geschichtsphilosophie mystischen Stils“, um die grundsätzliche Polarität von Natur und Geist, wozu Görres die „Nachtseiten der Naturwissenschaft“¹², das Okkulte, die Dämonie, das Böse rechnet – im Anschluss an Jakob Böhme und an Schelling, auch der grundsätzliche Antirationalismus, den Bernhart mit „Wissenschaftspoese“ umschreibt. Der Satz von Otto Weiß bezeichnet den heutigen Standpunkt: „Die ‚Christliche Mystik‘ ist wieder ‚in‘, sie wird wieder diskutiert“. Unübersehbar, dass Bernharts Neigung dem Görresschen Unternehmen, „die eigentliche Metaphysiologie und Metapsychologie (zu) begründen“, gehört, er steht nicht für die neuscholastische Theologie seiner Studienjahre; sein eigener sprachlicher Ductus kommt dem Görresschen sehr nahe – beide sind sie glänzende Publizisten; noch Bernharts Buch „Heilige und Tiere“ (1937, 234) geht auf die Beschäftigung mit Görres zurück ebenso wie das späte Projekt „Anthropologie der Heiligkeit“.

Neben dem weit verbreiteten Buch „Der stumme Jubel. Ein mystischer Chor“ (1926 zuerst als Band 2 in der „Religiösen Schriftenreihe der Buchgemeinde Bonn“ herausgegeben), das eine bunte Auswahl aus der mystischen Literatur bringt, zeigt „Der Cyperwein. Lieder der deutschen Mystik“, in der vornehmen „Bremer Presse“ 1922 (1940 neu aufgelegt in Paderborn), eher den echten Bernhart; es ist eine Sammlung mittelhochdeutscher, niederdeutscher und flämischer mystischer Lieder, ein Juwel, hochgeschätzt von Kennern. Die Einleitung versteht Mystik aus ihren Paradoxien: „die von Grund aus widersprüchlich gespaltene Urlage des Mensch zwischen Selbstand und Gegenstand“.

Ebenfalls eine Kostbarkeit, aber buchhändlerisch kein Erfolg, ist der kurze Essay „Das Mystische“ (Frankfurt am Main, 1953), aus Rundfunk-Vorträgen entstanden; Manfred

¹⁰ J. Bernhart, Die philosophische Mystik des Mittelalters (Philosophiegeschichte in Einzeldarstellungen 14), München 1922. – vgl. den Neudruck bei *Weitlauff* (Hg.), Philosophische Mystik (wie Anm. 2), 1–383.

¹¹ Vgl. dazu O. Weiß, Der Ort der „Christlichen Mystik“ im Gesamtwerk von Görres und im Denken seiner Zeit, in: Ders., Kulturen, Mentalitäten, Mythen. Zur Theologie- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Paderborn u. a. 2004, 79–130 (er bezieht sich auch auf Bernhart), hier 128; G.-K. Kaltenbrunner, Joseph Görres, in: StZ 194 (1976), Heft 5, 291–304, der Görres als fast Vergessenen schildert.

¹² Vgl. G. H. von Schubert, Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, 3. Aufl., Stuttgart 1835.

Weitlauff nennt ihn die „Quintessenz“ von Bernharts Auffassung des mystischen Phänomens in Asien und Europa.

1922 bringt Bernhart für den Münchener O. C. Recht Verlag eine großformatige Augustinus-Auswahl, „Augustinus. Ein Lesebuch aus seinen Werken“¹³, thematisch gegliedert nach zehn Stichworten von „Veritas“ bis zu „Civitas Dei“. Die 90 Seiten der Einleitung, aus gründlicher Kenntnis und mit dichterischer Sprachkraft stellen den widerspruchsvollen, unruhigen Denker von großer Weite des Herzens und des Verstandes dar. Die andere Auswahl aus des Augustinus-Schriften im Kröner Verlag („Augustinus. Bekenntnisse und Gottesstaat“ [Kröners Taschenausgabe 80, Leipzig 1930]; teils eigene, teils andere Übersetzungen), zum 1500. Todestag, umfasst die „Alleingespräche“, die „Bekenntnisse“ und den „Gottesstaat“ (jeweils in Auszügen, 6. Aufl., Stuttgart 1955). Die knappere Einleitung baut auf der des O. C. Recht Verlags auf, ist aber nicht nur deren Abkürzung. Sich mit Augustinus zu befassen, war stiller Protest gegen den kirchenamtlich vorgeschriebenen Thomismus.

Neben der Arbeit an Augustinus und Mystik eröffnet sich für Bernhart durch die Begegnung mit dem bedeutenden Essayisten Josef Hofmiller (1872–1933)¹⁴ der Kontakt zu den „Münchener Neuesten Nachrichten“, zum „Kunstwart“, dem „Bildungsblatt des mittleren Bürgertums“, zu den „Süddeutschen Monatsheften“ und vor allem zu Paul Nikolaus Cossmann (1869–1942)¹⁵. Mit Hofmiller verbindet ihn bald Freundschaft, auch literarisch: Er gibt mit ihm in Langens „Bücher der Bildung“ (1924–1927, vom Verlag eingestellt) einige Titel heraus, wie Hermann von Helmholtz und Rudolf von Jhering, durchbricht damit nochmals und stärker das katholische Ghetto. Bereits im dritten Band dieser Reihe schildert er Johann Joseph Ignaz von Döllinger (1799–1890) aus tiefer innerer Verwandtschaft: „Nicht das Geistliche, aber das Theologische“, dabei entschieden kirchlich. Später die vier Bände Ferdinand Gregorovius (1821–1891), „Rom im Mittelalter“ und „Rom in der Renaissance“, Auswahl aus den acht Bänden der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom 5. bis zum 16. Jahrhundert“ (erstmalig Stuttgart u. a. 1859–1872). Er erwähnt im Nachwort die „Mühe der Auswahl“, rühmt „das Tagewerk eines Erzählers“, der von der Theologie zur Geschichte gefunden hatte, immer zwischen Dichter und Gelehrtem, was zünftige Historiker ihn entgelten lassen. Bernhart, der Geschichte ähnlich auffasst, schöpft aus Gregorovius noch für sein „Vatikan als Weltmacht“.

¹³ Augustinus. Ein Lesebuch aus seinen Werken, ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von J. Bernhart (Katholikon. Werke und Urkunden 3), München 1922.

¹⁴ Vor allem Bernharts Vortrag vor der Bayerischen Akademie der Schönen Künste am 17. Februar 1959: „Erinnerung an Josef Hofmiller 1872–1933“, in: Wachinger, Schwäbische Porträts (wie Anm. 3), 110–138. – Vgl. zudem: H. Till-Hofmiller (Hg.), Josef Hofmiller. Ausgewählte Werke, Rosenheim 1975 (mit großer biographischer Einleitung); W. Volke (Bearb.), Josef Hofmiller. Kritiker, Übersetzer, Essayist. Ausstellung von Juli bis Dezember 1986 im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar (Marbacher Magazin 38), Marbach 1986.

¹⁵ Bernhart erzählt in „Hochland“ 59 (1967) von Cossmann (in: Wachinger, Joseph Bernhart [wie Anm. 2], 106 f. u. ö.). Vgl. dazu M. Spindler (Hg.), Bayerische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert, 1. Teilband: „Staat und Politik“, München 1978, 369; 468 f.; 2. Teilband (Innere Entwicklung, Land, Gesellschaft, Wirtschaft, Kirche, geistiges Leben), München 1978, 1158 f.: Der „Fechenbach-Prozess“ 1922 und der „Dolchstoß-Prozess“ 1925. – Vgl. auch den informativen Bericht von H. Pigge, Paul Nikolaus Cossmann – eine schillernde Gestalt, in: Münchener Stadtanzeiger (SZ), 7. und 14. Januar 1993, Nr. 1 und 2.

Die Auswahl aus Johann Gottfried Herder, „Von deutscher Art und Kunst“ verrät intime Kenntnis, auch in den genauen Nachweisen; das ausgedehnte Schaffensgebiet zwischen Sprache, Geschichte und Natur musste Bernhart anziehen, das Fragmentarische entschuldigt ihn selber; „sein Reichtum wird oft zur Qual“, es ist nicht Wissenschaft. Bernhart verspricht einige Auswahl-Bände aus Herders Werk. In allen Vorgestellten, Döllinger, Gregorovius, Herder, spiegelt sich der Auswählende selber – die Nachworte sind luzide kleine Essays.

Bei den „Münchener Neuesten Nachrichten“ hat Bernhart bald das Referat für „Catholica“, wie er in einem Brief 1922 schreibt (Erinn., 1728). Dahinter dürfte Paul Nikolaus Cossmann stehen, der als ständiger Vertreter des Aktionärs-Gremiums die neue Linie der Zeitung vertrat. Bernhart hat in den 1920-er Jahren und danach viel Kontakt zu Cossmann, ist oft zum Tee oder einem Abendessen mit ihm zusammen, auch mit dem innenpolitischen Redakteur, Erwein von Aretin.

Man darf vermuten, dass in den vielen Gesprächen die nationalistische Richtung der Zeitung nicht ohne Einfluss auf Bernhart geblieben ist, auch die restaurative Haltung der „Süddeutschen Monatshefte“, die 1931 ein Heft „Gegen Psychoanalyse“ (Süddeutsche Monatshefte 28/11, 762–832) brachte und im Februar 1933 „König Rupprecht“. Cossmann, als Konvertit zu einem extremen Katholizismus neigend, könnte die Hinwendung Bernharts zu Joseph de Maistre (1753–1821) erklären: die Edition des zweibändigen Hauptwerks „Vom Papste“ (München, 1923 im O. C. Recht Verlag), mit einem biographischen Anhang von etwa 90 Seiten; dieses „Grundbuch des Ultramontanismus“¹⁶ sieht Bernhart, mit Rom, durchaus kritisch.

Fremd in Bernharts Werk scheint „Der Vatikan als Weltmacht“: das Interesse der Welt durch die Lateranverträge 1929 zwischen dem Vatikan und dem Italien Mussolinis greift der Paul List Verlag (Leipzig) auf, das Buch erscheint 1930, in der „knappen Frist, die mir gestellt war“. Es ist also schnell geschrieben, erfolgreich, nach neun Jahren die dritte, 1951 die fünfte Auflage, in mehrere Sprachen übersetzt. Keine wissenschaftliche Papstgeschichte, wie das monumentales Werk des Ludwig von Pastor (1854–1928)¹⁷ oder die fünf Bände von Seppelt-Schwaiger¹⁸, gibt Bernhart eher einen Essay in *einem* Band einer gut geschriebenen, abrisshaften Geschichte des Papsttums. Markant betitelte Kapitel, immer auf der Basis soliden Wissens über die antike Welt, das Mittelalter, die „apostatische Moderne“, immer in Kontakt mit der Theologie- und Geistesgeschichte, im Gespräch mit Dante, Historikern, Philosophen. Die kraftvolle Prosa aus gläubigem Geist ist von einer Geschichtsphilosophie getragen, wie besonders das Schluss-Kapitel „Quo vadis?“ zeigt: es legt mit einem großen Schiller-Zitat den ursprünglichen Titel „Der Vatikan als Thron der Welt“ aus, wie sich das „Reich nicht von dieser Welt“ *in* dieser Welt behaupten muss, auch schlimme Verbindungen mit „dieser Welt“ eingeht, zu unterliegen scheint, sich immer vom Nihilismus angefochten weiß.

¹⁶ J. Bernhart, *Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums*, München 1951, 307.

¹⁷ L. von Pastor, *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive*, 16 Bde., Freiburg i. Br. 1886–1933.

¹⁸ F. X. Seppelt, *Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts*, 5 Bde., München 1954–1959 (neu bearbeitet von G. Schwaiger).

Dass der mystisch und augustinisch gestimmte Bernhart die lange Arbeit an der „Summa Theologiae“ des Thomas von Aquino unternimmt (vom Kröner Verlag um 1932 veranlasst), mag verwundern. Wieder kein streng wissenschaftliches Werk, 1934, 1935 und 1938 (3. Auflage 1985), ist es für einen größeren Leserkreis gedacht. Die drei Bände sind sorgfältig eingeführt, die Auswahl und die Übersetzung von Wilhelm Hohn – „fremdwortloses Deutsch“ in einem aristotelisch-scholastischen Werk! – ausführlich begründet. Dazu zehn gedrängte Seiten Biographie des „Doctor angelicus“, das Wesen der Scholastik und die Grundgedanken jedes Bandes, erläuternde Anmerkungen, ein langer Anhang, philosophiegeschichtlich zusammenfassend, der auch auf moderne Denker eingeht, oft schwer lesbar, teils Bericht, teils Text-Auswahl. Ein Sachwort-Verzeichnis und ein Glossar der ungewohnten Übersetzung („Möge – Wirke“ für „potentia – actus“ zum Beispiel) helfen dem Verstehen.

Bernhart bemerkt in der „Vorrede“ zum dritten Band: „Mühevoller, als alle Beteiligten erwartet hatten, ist unsere Arbeit zu Ende gediehen“, erwähnt auch „die wiederholte Krankheit des Herausgebers“ und den „Geisteskampf der Gegenwart“.

Vieles lässt dieser knappe Überblick der wichtigsten Werke aus, vor allem das erfolgreiche „De profundis“ (Leipzig, 1935 u. ö.) sowie zahlreiche kleinere Arbeiten für Zeitungen und Zeitschriften.

III. Die Wendung zum Eigenen

Bernhart hatte im Februar 1933 eine Rede Hitlers gehört und ihn „abscheulich“ gefunden; im Mai desselben Jahres hört er das Gerücht, Hitler wolle Peter Dörfler besuchen – ein Beleg für Hoffnungen, die es auch gab. Aber 1933 waren bereits Sorgen um inhaftierte Freunde da, wie Cossmann und Erwein von Aretin; die Bernharts erwägen den Umzug nach Türkheim, der im Juni 1934 stattfindet, ein Exil, trotz Kontakten mit Zeitschriften und Verlagen; zum 60. Geburtstag kommen nur zwei Glückwünsche, wie er etwas bitter bemerkt. Die relativ guten Jahre sind vorbei, wo noch Reisen möglich waren, wo ein weites Netz von Freunden da war. Der Tod von Elisabeth Bernhart im Dezember 1943 verschärft die Einsamkeit.

Vieles ändert sich: der kirchliche Eheprozess kommt ins Laufen und bleibt lange stecken. Von den Verhandlungen mit verschiedenen Verlagen bis 1943 hebt sich das Geplante, Aufgegebene und Liegengelassene ab. Er scherzt einmal, mit Balzac, die Geschichte seiner Produktion sei die Geschichte seiner Geldverlegenheiten. Für eine mögliche Habilitation erwirbt Bernhart 1927 den philosophischen Doktorgrad, ist aber beinahe froh darüber, dass nichts daraus wird; auch im folgenden Jahr versucht er es noch einmal, und auch 1930 bei Heinrich Günter. Dazu passt der Entwurf einer „Deutschen Geschichte“, 1927 schon und noch 1931 für Langewiesche, später für den Borromäus-Verein, oder der Plan einer populären Kirchengeschichte 1943. Für eine große Augustinus-Auswahl in zwölf Bänden bei Kösel-Pustet lässt er 1938 bereits Einleitung und Gliederung drucken. Im selben Jahr plant er ein Buch über das Mönchtum, und eins über Häresien; ein älterer Plan betrifft eine „Typologie der Heiligen“, dem er 1947 nähertritt. Lambert Schneider

möchte eine „Christliche Symbolik“, für ihn arbeitet er 1944 den Plan einer größeren Herder-Auswahl aus. Ein Projekt „Christ und Natur“ („Theologie der Natur“ 1941) beschäftigt ihn lange; ebenso eine „Theologie der Sprache“ noch 1945. Pläne von zwei Bänden Essays bei Duncker & Humblot 1929 oder bei Paul List gibt es, vor allem den Plan einer „Problemggeschichte der Frömmigkeit“ – es ist einer der letzten großen Pläne. 1956 gibt es das Projekt „Satanas. Eine Geschichte des Widersachers“. Lange beschäftigt ihn „Sic et Non. Sätze zu einer Metaphysik des Negativen“, dazu hat er drei Hefte gesammelt; 1957 noch „Schönheit als Theodizee“. Zuletzt, in den 1960-er Jahren, die Pläne und Verlags-Gespräche über „Gesammelte Werke“, etwa fünf Bände. 1944 notiert er: „Aber ich denke auch an (meiner Frau) oft so inständige Bitte, das viele Begonnene zum Ende zu führen“ (Tagebücher, 2. Juli 1944) – ein Dokument der Lust an Plänen und Einfällen, die Mühsal der Ausführung.

Tieferes Interesse belegt schon 1927 ein Zirkel über „Symbolische Erkenntnis“ mit Edgar Dacqué (1878–1945) und anderen, er liest dafür auch Carl Gustav Jung, noch in den 1940-er Jahren; vor allem spricht er viel mit Dacqué, der 1928 in München das Buch „Leben als Symbol. Metaphysik einer Entwicklungslehre“ (Verlag R. Oldenbourg) vorlegte, darin die Kapitel „Dämonie der Naturentwicklung“ und „Dämonie der Menschen-natur“. Damit ist ein wichtiges Thema des späten Bernhart genannt, denn der Freund, tief religiös, platonisch gestimmt, technik-kritisch, mit dem er in den 1920-er Jahren und noch 1941 viel zusammen war, ist von dem Thema „Dämonie“ geradezu besessen. Der Paläogeograph und Paläobiologe Dacqué versteht es anders als Paul Tillich: es sei nicht „Ausdruck der reinen Idee“, des Urbilds in der Schöpfung; das Dämonische stehe für ihr Eigenleben „in ichtsüchtigem Selbstdasein“, für den Willen „zur dämonischen Selbstverwirklichung“ und „Entzweiung“, sei somit „Sturz aus dem Paradies“, Sündenfall. Er macht auf die „abgründige Naturseite“ aufmerksam, nicht passend zur üblichen Natur-Verherrlichung.

„Dämonie“ war in den 1920-er Jahren ein Mode-Wort, bei Thomas Mann oder Carl Zuckmayer, Romano Guardini, Paul Tillich oder Rudolf Otto. Dass es von Goethe herkommt, belegt Bernhart mit der großen Passage über das Dämonische bei Goethe in „Chaos und Dämonie“.¹⁹ Während Dacqué von der Natur ausging, legt Bernhart den Akzent auf Geschichte bei voller Anerkennung der Naturproblematik – so in dem Ulmer Vortrag Ende Oktober 1945, „Das Dämonische in der Geschichte“. In den Tagebüchern ist viel davon die Rede, wobei er anmerkt, dass er eine naturphilosophische, genauer metaphysische Sicht verfolgt, anders als die mathematisch-experimentelle Naturwissenschaft; er hat ein Buch „Daimon“ vor (vgl. Goethes „Urworte. Orphisch: Daimon“), daraus wird zunächst ein Aufsatz im „Hochland“, und 1950 das Buch „Chaos und Dämonie. Von den göttlichen Schatten der Schöpfung“. Er müht sich zunächst um die Klärung des Begriffs, fasst dann das Dämonische strenger theologisch „als etwas in der Schöpfung Angelegtes“, als „Materie der Freiheit“ (Tagebücher, 14. Juni 1946), seine These ist, dass die *natura pura* schon dämonisch sei, nicht erst seit dem Sündenfall, worin er sich von Dacqué unterscheidet. Dämonie sei der „schlechthin natürliche Antagonismus alles Krea-

¹⁹ J. Bernhart, Chaos und Dämonie. Von den göttlichen Schatten der Schöpfung, München 1950, 29–31.

turseins“, Geschichte der „Austrag widerstreitlicher Dualitäten der Weltanlage“.²⁰ Darin liegt Bernharts Grund-Ansatz „unum contra aliud“ als Gesetz der Schöpfung. Wichtig ist ihm „das Abyssale“ (von „abyssus abyssum invocat“, Ps. 42,8 Vulg., ein Lieblings-Schriftwort Bernharts) in Natur und Geschichte, das „Abgründige“. Er bezieht sich gern auf Schelling, der ihm von dem Freund Manfred Schroeter her nahe liegt; das Rückwärts-Gewandte, schon in der Begrifflichkeit fällt auf, die Balance Natur – Geschichte zu halten ist schwierig.

Zum Gedankenkreis des Dämonischen gehören Bernharts Äußerungen zum „technisierten Menschen“, womit genau sein Ausgangs- und Zielpunkt umschrieben ist: nicht *die Technik*, sondern was durch den Gebrauch der Technik mit dem Menschen geschieht.²¹ Bernhart sieht scharf das allmähliche Überwiegen des Quantitativen und der Berechnung; die Natur gilt als zu beherrschende (nach Francis Bacon), nicht mehr als eigenen Rechts existierende, die als Gleichnis von Gott reden könnte. Die Ambivalenz alles Werkzeuglichen macht die Tragik, das Dämonische des Technik-Gebrauchs anschaulich. Auch die Sprache durchsetzt sich mit Bildern und Begriffen aus dem Mechanischen und dem Maschinenwesen. Bernhart warnt mit griechischen Mythen (Prometheus, Ikarus, Pandora), vor allem mit dem Turmbau zu Babel (Gen 11). Als entscheidende Frage hält er fest, für ihn eine „Paradoxie“: „Wie beherrschen wir unsere Herrschaft, wie bleiben wir mächtig über unsere Macht?“

Bernhart ist bedrängt von den Gefahren, die dem „technisierten Menschen“ drohen; er predigt dagegen, wehrt sich seit seinem Radio-Vortrag von 1932, der das Thema überschaubar und klarer als die späteren Aufsätze fasst; er fühlt sich von der Theologie im Stich gelassen, die noch in den 1950-er Jahren die Probleme der Sache zu wenig sieht.

Die Grenze zwischen Natur und Geschichte berührt Bernhart vor allem in den „fünf oder sechs okkulten Erlebnissen“, die er von sich berichten kann (Tagebücher, 11. Mai 1944); er erzählt oft von „signa ominosa“ um den Jahrestag des Todes seiner Frau (ebd., 17. November 1944), auch Geruchswahrnehmungen. In den Tagebüchern berichtet er den Voraus-Traum in Jena 1912 von dem Gemälde von Robert Brough in der Tate Gallery, das er bald darauf, vor der Trauung in London 1913, sah: „Damals erwachte ich an einer Vorstellung von visionärer Stärke und ungewöhnlicher, ja erregender Gewichtigkeit des Eindrucks. [...] Die dargestellte Frau ist seit der Doppelbegegnung meine imaginäre Begleitung gewesen und wird es bleiben. Unnennbare Dinge!“ (Tagebücher, 14. September 1945). Diese Eröffnung für Okkultes vertieft Bernhart zu einer metaphysisch-theologischen Theorie des Bewusstseins, vor allem des Zeit-Problems und zu einem Pfeiler seiner Geschichtsphilosophie: „scientiam habet vocis: Der das All umfasst – er weiß um jedes Wort. Ich weiß nicht nur, ich bin auch, was unendlich mehr ist, ich bin auch gewußt“ (Erinn., 791). Er erwähnt die Beschäftigung mit dem philosophischen Problem

²⁰ Ebd., 110.

²¹ J. Bernhart, *Zeit-Deutungen*, hrsg. von M. Weitlauff, Weissenhorn 2007; vgl. dazu die Besprechung von L. Wachinger, Joseph Bernhart – Grenzgänger zwischen Wissen und Glauben, in: StZ 226 (2008) 488–491. – Zur theologischen Beurteilung vgl. A. Halder, Art. Technik, in: LthK² IX (1964), 1333–1336.

des Okkulten, mit Justinus Kerner, mit Mesmer, mit Schellings Naturphilosophie, mit von Schubert und Baader.

Vorträge und Aufsätze über „Tierliebe“ tauchen in den 1920-er Jahren auf, 1937 der Essay über „Das Tier bei Descartes und Augustin“ in der „Rivista di Filosofia Scolastica“, 1941 ein Manuskript über „Tierleiden“, schon für den Kösel Verlag, das ihn seit Februar 1940 verfolgt – als ob er so das unendliche Leiden und Sterben an den Fronten des Krieges verarbeitete. Das Buch „Die unbeweinte Kreatur. Reflexionen über das Tier“, zu seinem 80. Geburtstag im Jahre 1961 in München erschienen, bereitet sich seit 1952 mit einzelnen Themen vor, eine zum Teil schwer lesbare Sammlung verschiedener Vorarbeiten aus drei Jahrzehnten, über Themen, die seinerzeit wissenschaftlich nicht zu fassen waren, weder biologisch noch psychologisch. Das Buch fragt philosophisch und theologisch, religiös und meditativ nach der Tierwelt und dem menschlichen Umgehen mit ihr. Es fasst Bernharts Erfahrungen und Erkenntnisse zusammen, angefangen vom „Benennen“ der Tiere durch Adam im Paradies (Gen 2, 19), worin die Reaktionen des Menschen auf das Tier gemeint seien, vom Grauen und der Angst bis zum Entzücken. Das Machtverhältnis zwischen Mensch und Tier, auch die Feindschaft wird betrachtet, vor allem das Tier als „Zeichen“ vom Hiob-Buch und den Psalmen an. Einschübe dazwischen behandeln das Verhältnis von Art und Individuum, von „Sympathie“ und „Antipathie“, schließlich das Thema „Weltseele“²², „Sinn und Grenzen der Tierliebe“, „Heilige und Tiere“. Auf das Leiden der Tiere läuft das Buch zu: „Da ist der Schmerz der Tiere an sich, das Stöhnen der Kreatur aus schuldloser Leidensträgerschaft“ (ebd.). In dem „Lamm, das geschlachtet ist von Anbeginn der Welt“ (Apk 13, 8) findet er einen Schlüssel des Weltverständnisses im Realsymbol des Tieres.

Das Buch, sein vorletztes, ist Bernharts Vermächtnis vor dem Verstummen. Von Reinhold Schneiders „Winter in Wien“ (Freiburg, 1958) über Fridolin Stiers Aufzeichnungen („Vielleicht ist irgendwo Tag“, Freiburg 1981) ist das Bedenken der Tierproblematik stärker geworden: Bernhart hat ein Thema aufgegriffen, das in der Theologie noch Zeit brauchte, länger als das bürgerliche Recht in Deutschland, das immerhin 1990 die Tiere nicht mehr als Sachen einschätzte und 2002 den Tierschutz im Grundgesetz festschrieb.²³

Zuletzt Bernharts Auffassung der Geschichte, gerade im Zusammenhang mit seiner Naturphilosophie. Er hat sich seit seiner Jugend dafür interessiert, bei Alexander Cartellieri in Jena ein Semester Geschichte studiert; mit der Landshuter und Münchener Spätromantik (Sailer, Görres) steht er gegen die Aufklärung, betont vielmehr das „Mysterium der Geschichte“, das er der NS-Ideologie zum Trotz sucht (im gleichnamigen Heftchen bei Alsatia, Kolmar im Elsaß 1944). Die Freunde Herman Hefele und Philipp Funk, beide nachmals namhafte Historiker, dürften von etwa 1910 an wichtig gewesen sein, auch die

²² Vgl. *H. R. Schlette*, *Weltseele. Geschichte und Hermeneutik*, Frankfurt am Main 1993, der „Hermeneutik“ schärfer fasst, als es Bernhart möglich war.

²³ Dazu einige Titel: *E. Drewermann*, *Über die Unsterblichkeit der Tiere. Hoffnung für die leidende Kreatur*. Mit einem Geleitwort von Luise Rinser, Olten u. a. 1990; *U. Raulff*, *Treblinka der Tiere. Derrida, Agamben, Coetzee und die unerwartete Rückkehr der Kreatur*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 26./27. Oktober 2002; Rainer Hagenbords „Institut für theologische Zoologie“ in Münster; *Das Tier entdecken! Tagung der Kath. Akademie in Bayern*, 29. Mai 2008, Eichstätt, dokumentiert in: „zur debatte“, Nr. 6 (2008).

neue Hochschätzung der Geschichte im Katholischen seit der Tübinger Schule, seit Döllinger und Bernharts Lehrer Joseph Schnitzer. Die strenger historischen Aufsätze über Augustinus, Bonifatius, Franziskus, Albert, Hildegard, Teresa, Goethe sind nicht Forschung, sondern elegante, wohl abgerundete Essays. Auch kleinere Schriften und Schriftchen zeigen viel von Bernharts Zielen, so zum Beispiel „Der Engel des deutschen Volkes“ (München, 1934, im Verlag Josef Müller Ars Sacra), sehr populär geschrieben, aber eine deutliche Antwort auf die Propaganda des NS-Staats mit der Warnung vor Selbstvergötzung der Nation und Zerstörung anderer Völker, aber theologischer Anerkennung der Nation, aus dem Propheten Daniel begründet.

Anders kann Bernhart vor Glaubenden sprechen, wo es klar um den „Sinn der Geschichte“ geht, den er schon in Anführungszeichen setzt, ebenso wie er in dem großen Essay „Sinn der Geschichte“ ([Geschichte der führenden Völker I], Freiburg im Breisgau, 1931) nur mit „gesenkter Stimme“ von „Sinn“ reden wollte; denn wenn auch seine Zeit noch unbefangener davon schreiben konnte, verbindet er dieses Problem immer mit dem anderen Thema „Tragik“ und durchkreuzt es damit. Hinter allem Nachdenken über Geschichte steht für Bernhart das Problem der Zeit, wie er in dem schönen „Brief an Peter Dörfler“ (Vorwort zu „Bonifatius“, Paderborn 1950) schreibt: es geht um seine These von der immer schon ausgemachten Geschichte, deren Ursachen auch in der Zukunft, final also, zu suchen seien, so dass Zeit und Nicht-Zeit ineinander wirken. Damit steht Bernhart bei einer *Theologie der Geschichte*; er bietet keine konsistente Geschichtsphilosophie oder -theologie, sondern Meditationen über unlösbare Fragen anhand großen Überblicks über Geistesgeschichte und biblische Offenbarung. Er verwirft eine Sinnsuche nur mit der Vernunft, die er nach vielen Richtungen – Theodizee, das Böse, „Verwirklichung“ – überschreitet und neu zu formulieren versucht. Dabei ist die Lust am Selberdenken unübersehbar, wenn auch das Gesetz des „*numerus clausus*“ der Ideen (Aristoteles) auch ihn selber betrifft. Es gelingen ihm immer wieder bezwingende Miniaturen, wie über den Cusaner oder über Nietzsche, wenn er die dialektische Bewegung der Geschichte bedenkt.

Um das Denken über Geschichte offen zu halten, hält Bernhart sein Leben lang an dem „Dämmerungs-Phänomen“ (1934 im „Hochland“) des Tragischen fest: aus den Antinomien des Daseins, der zwiespältigen Daseins-Erfahrung ergibt sich ihm dieser Begriff. In ihm ist das Stehen von Wert gegen Wert, von zwei Gesetzen im Leben (Rom 7), von zwei scheinbar widerstrebenden Geboten oder Handlungs-Aufforderungen, der Freiheit, festgehalten. Nach der Bibel, findet Bernhart, sehen wir uns in einer dialektisch gebauten Wirklichkeit, bis zu dem Befund, dass wir zwar nach Gott streben, der aber ein „verborgener Gott“ bleibt. Er bleibt beim Widerspruch gegen eine harmonistische Sicht der Welt und beim Offenhalten der Schuldzusammenhänge auch jenseits der Sprache. Das Tragische ist Grenzbegriff, der das Nachdenken über Gott und Welt vor Verflachung bewahren könnte – ein Einschlag von Dunklem. Bernhart bleibt ein Glaubender: das Kreuz erscheint ihm als einfachste Formel für das Tragische²⁴.

²⁴ L. Wachinger, Das Tragische und die Theologie. Joseph Bernhart 1917, 1934, 1950, 1962, in: MthZ 59 (2008) 350–364.

Bei all der vielfachen und rastlosen publizistischen Arbeit und trotz zeitweiligen Erfolgs ist Bernhart arm geblieben. Stipendien von der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ 1930 zeigen es, später in den 1950-er Jahren „Ehrengaben“ vom Bundespräsidenten Theodor Heuß, oder vom „Kulturkreis der Industrie“ oder von der Akademie der Schönen Künste, auch von der Diözese Augsburg. Die Ernennung zum Honorarprofessor 1971 bleibt eben nur „honoris causa“, mehr bringen die Vorträge nach 1945, in den 1950er-Jahren auch im Rundfunk (München, Stuttgart), die Mitarbeit in Blättern wie „Christlicher Sonntag“ oder „Rheinischer Merkur“. Er tröstet sich mit dem Satz, dass Philosophie und Armut immer schon zusammen gehörten.

IV. Was bleibt?

Der Germanist Paul Stöcklein (1909–1992) bemerkt, unter dem Titel „Der unbeugsame Dissident Josef (!) Bernhart“, die Stille um Joseph Bernhart, seinen Humor, seine Noblesse; er sei „noch sanfter und leiser“ als 1938, „die Einsamkeit hatte ihn geprägt“, er habe „altmodisch-feierlich“ gewirkt²⁵, was auch auf seinen Stil zu beziehen ist.

Bernhart war als Publizist von 1914 an in vielen Zeitschriften, auch in wichtigen Zeitungen präsent, wie in der „Frankfurter Zeitung“, ein Jahrzehnt in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ und noch in der „Süddeutschen Zeitung“: ein ungemein kenntnisreicher, gut schreibender, nachdenklicher Autor von intensiver und schneller Produktivität. Theologisch ist er mehr am Individuum und seinen Geheimnissen interessiert als an der Kirche, die ihm nie bezweifelte Voraussetzung ist, obgleich er ihre Grenzen und ihre „Dämonie“, die Versuchung, den „Großinquisitor“ zu spielen, wohl sieht. Man muss ihn nicht einen „Denker“ nennen; er hängt zu sehr an einem vergangenen Denk-Stil, darin zwar ein Vermittler zwischen Kirche und Kultur, auch Zeuge des wichtigen Übergangs vom 19. Jahrhundert zum 20., von Monarchie zu Demokratie. Er steht für alte Überlieferungen, die zu bedenken bleiben, ein Meister der Sprache, der den Essay pflegt; die Hochschätzung des Schönen ist in seinen Schriften oft zu spüren. Er hält die Kultur des Irrationalen hoch und die Ahnung des Abgründigen in Natur und Geschichte, vom „Mysterium des Bösen“ fasziniert, nicht fortschrittsgläubig. Er hat ein Stück Kirchengeschichte erlebt und erlitten.²⁶

Seine Themen: Tragik, Dämonie, Tierleiden, Technik, die aristotelische Philosophie, besonders Thomas von Aquino – die Metaphysik ist selbstverständliche Grundlage. Dagegen stehen die Denker, die er bevorzugt zitiert, wie Heraklit oder Platon, Augustinus, der Cusaner. Er ist früh vom Dichterischen berührt, formuliert knapp, bildhaft, genau, wiewohl stilistisch nicht innovativ; in der Verbindung des Poetischen mit dem Religiösen

²⁵ P. Stöcklein, Josef (sic!) Bernhart. Erinnerungen aus den Jahren 1937–1946, in: IKaZ 11 (1982) 183–193 (mit vier großen Anmerkungen); später auch in: *Ders.*: Einspruch gegen den Zeitgeist. Begegnungen und Reflexionen aus den Jahren 1930–1990, Bonn u. a. 1992, 108–118 unter dem Titel „Der unbeugsame Dissident Josef Bernhart“.

²⁶ Vgl. Bernharts Selbstvorstellung in: K. Deschner (Hg.) „Was halten Sie vom Christentum?“. 18 Antworten auf eine Umfrage (List-Bücher 105), München 1957, 41–45: „Die Frage der Fragen“.

ist er ein Nachfahre der Romantik. Die Lust am Predigen und am Rhetorischen prägt viele seiner Schriften, gerade auch die populären. Das verschiedene Niveau in Bernharts Stil erklärt sich von den Adressaten her, auch von der Not des Schreibens um den Lebensunterhalt; nicht alles ist gleich gut gelungen.

Bernhart ist von Nietzsche tief bewegt, nicht aber von Kierkegaard, trotz des Freundes Theodor Haecker (1879–1945); Dostojewski spielt keine Rolle, auch nicht das französische *Renouveau Catholique* mit Charles Péguy (1873–1914), Léon Marie Bloy (1846–1917), Georges Bernanos (1888–1948), François Mauriac (1885–1970) und Paul Claudel (1868–1955), darin anders als Romano Guardini Romano (1885–1968), dessen frühe Kirchen-Begeisterung er nicht teilt, ebenso wenig die Neigung zur Existenzphilosophie. Er steckt voller Misstrauen gegen die „apostatische Moderne“, wie er oft schreibt. Er ist kein Großstädter, ist nie geflogen, hat das Auto maßvoll gebraucht.

Kennzeichnend für seine Arbeitsweise, aufs Rhetorische und Praktische gerichtet, ist seine Benutzung der „Strazzen“, der Merkblätter, anhand deren man sich schnell für ein Thema präpariert („Strazzabücher“ im Barock, von „*stracciafoglio*“, Kladde), auf die Manfred Weitlauff in einer Einführung hinweist.²⁷

Auffallend, wie sehr die Bibel in seinen Essays allgegenwärtig ist: Bernhart liest sie als Frommer, wie sonst nur noch Thomas oder Goethe, und zwar nach der Vulgata, die ihn ein Leben lang genährt hat; er nimmt die Bibel-Stellen, wie er sie in seiner Arbeit braucht, ohne genauer nach dem biblischen Kontext zu fragen. Seinen Lieblings-Zitaten nachzugehen ist aufschlussreich, etwa Weisheit 1, 12; oder die Schlüsselstelle für seinen Tragik-Begriff Sirach 33, 15; oder Pred 3, 11; oder Eccli 15, 14; oder, seinen Begriff von Individualität untermauernd, 1 Kor 15, 41.

Die große Zäsur in Bernharts Leben könnte gewesen sein, wie er wegen eines Zeitungs-Aufsatzes in einem linken Blatt 1918/1919 von Philipp Funk und Peter Dörfler hart getadelt, nicht mehr zu Gegenwartsfragen schreiben will, sondern nur noch über Mittelalter und Vergangenes (Erinn., 843). Das wirft ihn zurück, dazu kommt später die konservative Linie Cossmanns und Hofmillers. Bei all den klugen Essays zu „Denken und Dichten“ (München 1951, 525–537), „Zur Metaphysik des Essens“²⁸ (Witten u. a. 1956, 189–198) sowie „Wissen und Bildung“ (München, 1955), über Goethe oder Nietzsche, über entlegene Autoren wie Ferdinand Ebner (1882–1931), Konrad Weiß (1907–1979) oder Juan Donoso Cortés (1809–1853)²⁹ bleibt doch die andere Denkform der Tradition; dazu der düstere Zug seiner Weltanschauung. Er verdient es, von seinen starken Seiten genommen zu werden – Leiden der Tiere, überhaupt das theologische Interesse an der Natur, Dämo-

²⁷ Weitlauff (Hg.), Sinn der Geschichte (wie Anm. 2), XXIV.

²⁸ In: J. Bernhart, Gestalten und Gewalten. Aufsätze, Vorträge, hg. von M. Röbber, Würzburg 1962, 239–255.

²⁹ Bernharts Aufsatz zu Donoso Cortés in den „Münchener Neuesten Nachrichten“: „Ein Untergangsprophet vor 80 Jahren“ (Juni 1932, in zwei Folgen) kann als Warnung vor dem aufsteigenden Nationalsozialismus gelesen werden, besonders mit dem Schlusssatz „[die] Ohnmacht Europas zu einer konservativen Gesamtreaktion gegen den revolutionären Atheismus“. – Carl Schmitt hat mehrmals über Donoso Cortés geschrieben: C. Schmitt, Donoso Cortés in gesamteuropäischer Interpretation. 4 Aufsätze, Köln 1950; auch in dem von M. Ettliger herausgegebenen Sammelband „Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth“, München 1927, 358–373: „Donoso Cortes in Berlin (1849)“. – Vgl. auch R. Schneider, Das Drama des Geistes in der Geschichte, in: Ders., Pfeiler im Strom, Wiesbaden 1958, 55–62.

nie, Tragik, seine Anstöße sind oft versteckt. Soweit ich sehe, schreibt er nicht über die Vernichtung des europäischen Judentums, zeigt damit den Abstand zum heutigen Denken; er erlebt Geschichte in der Antike oder im Katholischen, der Kontinuitätsbruch kommt kaum vor.

Die durchgehende katholische Gläubigkeit in seinen Schriften, wohl auch in seinem Leben, ist bemerkenswert – wohl auch ein Signum der Zeit nach dem Kulturkampf; oder ist es Druck auf den verheirateten Priester, sich als katholisch zu erweisen? Ob Modernist oder nicht, die Persönlichkeit wie das Werk ist zu bewundern; das Schicksal eines vom kirchlichen System in die Ecke Gestellten, der um eine theologische Karriere gekommen ist, wie mancher andere, zu bedauern. Joseph Bernhart bleibt, von Anlage wie von Schicksal her, ein Gespaltener, nicht zuletzt zwischen Kirche und Kultur.

Joseph Bernhart (1881–1969), a scholar, publicist and editor with deep roots in the 19th century (philosophy, history and theology, with particular emphasis on mysticism), has preserved and advanced the legacy of Romanticism, i.e. the “dark side” of nature (its demonic and tragic aspects). His theological discussion of the importance of the animal and his deeply engrained vision of the Christian faith can mean a lot to us even today. However, the upheavals experienced by the church in the course of the 20th century and the Nazi period, took its toll on him.